Der Lenz gedeiht

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 10

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-502262

Nutzungsbedingungen

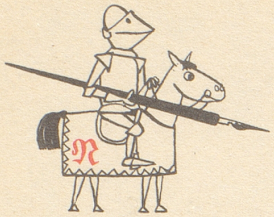
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Ritter Schorsch sticht zu

«Zivilpersonen haben keinen Zutritt!»

Vor einem Schulhaus, in dem eine WK-Kompagnie ihr Kantonnement hat, steht eine Schildwache. Plötzlich knallt der Mann, stramm aufgerichtet, die Absätze zu einer Achtungstellung zusammen und meldet mit schmetternder Stimme: «Herr Divisionär, Füsilier ...» Der hohe Chef grüßt zurück, tritt näher und fragt den Soldaten nach seinem genauen Auftrag. Dieser haspelt den Schildwachbefehl herunter, dessen letzter Satz lautet: «Zivilpersonen haben keinen Zutritt.» Im selben Augenblick strömt eine Schar von Kindern dem Eingang zu, der ein Grüppchen Erwachsener, Lehrerinnen und Lehrer offenbar, folgt. Ob das denn keine Zivilpersonen seien, fragt der Divisionär. Doch, selbstverständlich, antwortet der Soldat. Aber weshalb er sie denn einlasse, bohrt der Chef weiter. Weil es sich um Schüler und Lehrer handle, gibt die Wache zurück. Sicher? Ob er denn wirklich den ganzen Lehrkörper kenne? Nein, das nun wieder nicht. Und ob es nicht noch einen andern Zugang ins Schulhaus gebe? Doch, einen hintern. Und ob der auch bewacht sei? Nein.

Der Divisionär hat alle Fragen mit der gleichen ruhigen und freundlichen Stimme gestellt. Und weil er ein höflicher Mann ist und den Kommandanten des Wachsoldaten nicht blamieren will, hat er auch die letzte Frage noch unterdrückt, die ihm auf der Zunge liegt: Ob der Soldat seinen Auftrag für sinnvoll halte, oder ob es nicht vielleicht vernünftiger gewesen wäre, die Wache vor der Türe zum Kantonnement aufzuziehen oder ganz einfach den Schlüssel zu drehen und ihn in der Tasche des Feldweibels verschwinden zu lassen. Diese Frage, wie gesagt, bekommt nicht der Wachsoldat, sondern der Kommandant zu hören, der den prächtigen Schildwachbefehl erlassen hat. Der Soldat übrigens hat sich seinen Reim zweifellos ganz von selbst gemacht. Wo hinaus der hohe Chef wollte, brauchte ihm keineswegs mit dem Dreschflegel bedeutet zu werden.

*

Im Keller eines Bauernhauses, den der gleiche Divisionär in einer Manövernacht betritt, sind die Offiziere des Stützpunktes um eine Lagekarte versammelt. Die roten Eintragungen zeigen, daß der Gegner keine fünf Kilometer entfernt im nächsten Dorf sitzt. Aber das bereitet ihnen keine unmäßigen Sorgen: der Ort ist ja, wie sie sagen, abgesperrt. Um sich diese Sperre anzusehen, steigt der hohe Chef aus dem Keller und geht bis dorthin, wo nach den Angaben im Keller die Hauptausfallstraße abgeriegelt sein soll. Dort stehen ein Unteroffizier und ein paar Soldaten fröstelnd um ein Geschütz. Der Divisionär fragt den Korporal nach seinem Auftrag. Nun, er habe die Straße zu sperren. Ob er die Lage kenne? Jawohl, der Gegner sei im nächsten Dorf, und dann folgt noch eine kleine Schilderung der Gesamtlage, die gar nicht übel ist. Schließlich wissen der Korporal und seine Leute aus etlicher Manövererfahrung, daß sie von Schiedsrichtern darnach gefragt werden können! Folglich sind sie gewappnet. Aber der hohe Chef will peinlicherweise noch mehr wissen. Zum Beispiel: Was die Gruppe tue, wenn der Gegner auf der Straße anfahre. Nun, dann werde er beschossen. Auf welche Distanz? Etwa auf 200 Meter. Aber wie weit man denn sehe? Etwa 10 Meter. Und wie man erkennen könne, ob es – beispielsweise – eigene oder fremde Panzer seien? Man werde eben warten müssen, bis man das konstatiere. Ob es dann nicht zu spät sei? Doch, wahrscheinlich schon. Und wenn der Gegner nicht auf der Straße, sondern im Zwischengelände infiltriere? Ja, dann werde man ihn dort bekämpfen. Womit? Mit Karabinern. Aber die Gruppe verfüge doch über eine automatische Waffe. Gewiß, aber die befinde sich bei der Reserve hinten im Dorf, man werde sie dann holen ... Ob die Gruppe denn über keinen Kampfplan für verschiedenartige Möglichkeiten verfüge? Nein, man werde eben von Fall zu Fall sehen müssen ...

Der hohe Chef wettert nicht. Er steigt nur wieder in den Keller und teilt den Herren, die noch immer im Gefühl der Geborgenheit über der Karte brüten, seine Beobachtungen mit.

*

Ist es, könnte man den Ritter Schorsch fragen, nicht bösartige Miesmacherei, solche Beispiele in aller Oeffentlichkeit breitzuschlagen? Der Kommandant einer schweizerischen Division, der am Jahresrapport seiner Offiziere in mutiger Offenheit solche und ähnliche Exempel aufführte, scheint anderer Meinung zu sein. Und er hat triftigen Grund dazu! Ob der Dienstbetrieb gut oder schlecht sei, hängt, wie jeder Milizsoldat weiß, vor allem daran, ob mit auch geistig anspruchsvollen Aufträgen befohlen oder vorwiegend auf den Geleisen lahmer Routine der Schein gewahrt werde. Mit Begeisterung zu ‹tun, als ob›, ist entschieden zu viel verlangt. Von den Untergebenen nämlich! Und zu wenig von dem, der befiehlt!

Der Lenz gedeiht

Schon quillt das Wasser unterm Schnee
und gurgelt, murmelt, rinnt und tropft.
Der Winter wird zum Lenz in spe,
an dessen Tür die Windsbraut klopft.

Was sie mit Vehemenz begehrt
und sanftem Zwang der Zärtlichkeit,
wird ihr vom Frühling nicht verwehrt
und gern gestattet mit der Zeit.

Noch aber ist es nicht so weit,
daß er an sie sich ganz verliert,
weil trotz der Angegriffenheit
der Eisgott weiterhin regiert.

Und dennoch zeigen da und dort
sich ernste Zeichen des Verfalls:
Der Lenz gedeiht und schreitet fort
und hängt dem Winter schwer am Hals.

Fridolin Tschudi